

KULTUR

Kultur in Kürze: Dirigent Daniele Gatti, Pianist Vladimir Stoupel und Peggy Guggenheim. 46

David Carson: Der Autodidakt unter den Grafikdesignern polarisiert die Fachwelt. 47



Digital: Kleine Fernseher für unterwegs und neue Kleider für Open Office. 56

Ein Philosoph kämpft für die Sache Palästinas

Der palästinensische Philosoph und Friedensaktivist Sari Nusseibeh legt seine Biografie vor. Sie öffnet auch eine neue Sicht auf den Konflikt mit Israel.

Von **Claudia Kühner**

Als der israelische Schriftsteller Amos Oz seine Erinnerungen an das Jerusalem publizierte, in dem er aufgewachsen war («Eine Geschichte von Liebe und Finsternis», 2004), gelang ihm ein Grosserfolg. Jetzt hat das Werk ein palästinensisches Pendant gefunden. Sari Nusseibeh, Philosoph und Präsident der Ostjerusalem Al-Quds-Universität, hat mit «Es war einmal ein Land» die umfangreiche Autobiografie eines Intellektuellen wie eines politischen Praktikers verfasst. Das Buch ist ein Glücksfall, nicht nur weil es glänzend geschrieben ist (Ko-Autor ist Anthony David), sondern weil es eine Welt öffnet, zu der sonst der Zugang fehlt. Nur wenig dringt von palästinensischen Autoren bis zum deutschen Markt vor.

Sari Nusseibeh ist 1949 in Jerusalem geboren und entstammt einer der ältesten und angesehensten Familien Palästinas. Saris Vater Anwar, in England erzogen, Jahrzehnte in Diensten des jordanischen Königs als Minister, Diplomat, Gouverneur, pflegte die englische Lebensart. Man war gebildet, lebte religiöse Toleranz, Muslime schickten die Kinder in die (meist besseren) christlichen Schulen. In Saris Elternhaus traf sich die politisch-intellektuelle Elite. Dieses Milieu war der zionistischen Einwanderung durchaus nicht von Beginn an feindlich gegenübergestanden, sondern suchte in der Frühzeit noch den Ausgleich von Interessen, selbst nach 1948. Das änderte sich vor allem mit der Besetzung ab 1967.

Alte Fehler

Der Tradition folgend, ging Sari Nusseibeh in jungen Jahren zum Studium nach England. Nicht ganz nach Väters Sitte latschte er langhaarig, bärtig, in Anarchistensandalen durch Oxford, wo er Philosophie studierte und seiner späteren Frau Lucy begegnete. Im Sinn hatte er ein beschauliches Leben als Universitätslehrer. Der ist er auch geworden, nur mit der Beschaulichkeit wurde es nichts. 1967, im Sechstageskrieg, plünderten die Israeli sein Elternhaus, annektierte Israel sein Ostjerusalem, besiedelte es und vernachlässigte gleichzeitig die arabischen Wohngebiete.

Nusseibeh werbet in seinem Buch geschickt das Persönliche mit dem Politischen. Er erinnert zunächst noch einmal



BILD RINA CASTELNUOVO

Sucht die Schuld nicht nur bei den anderen: Sari Nusseibeh wurde 2002 mit einer eigenen Friedensinitiative international bekannt.

an alle Fehler, die schon vor Israels Staatsgründung gemacht wurden und die bis heute verhängnisvoll nachwirken. An vorderster Stelle von der britischen Mandatsmacht, die Araber wie Juden gegen sich aufbrachte. Sie setzte – später dann auch die Israeli – aus vermeintlich intelligenten «Divide-et-impera»-Überlegungen auf eine Gruppierung, die später ihre neu gewonnene Macht gegen ihre «Förderer» einsetzte. Wie viele Friedenschancen wurden vergeben, weil man nicht begriff, dass es Frieden ohne Gegenleistung nicht gibt. Nusseibehs Darstellung ist umso hilfreicher, als er die «Schuld» durchaus nicht nur bei der anderen, sondern auch auf der eigenen Seite sucht.

Nach seinen Studien lehrte Nusseibeh zunächst an der Hebräischen Universität in Jerusalem, bis ihm eines Tages vor deren Toren ein junger Schnösel von israelischem Soldaten die Maschinenpistole ins Auto hielt für eine Ausweiskontrolle. Nach diesem Erlebnis gab Nusseibeh seine Dozentur auf und unterrichtete ab jetzt an der jungen palästinensischen Universität von Birzeit. Sie wurde bald zu einem Brennpunkt des palästinensischen intellektuellen Widerstands. Dort erst wurden Nusseibeh, wie er schreibt, die Augen richtig geöffnet, lernte er durch die Begegnung mit seinen Studenten, was die Besetzung wirklich hiess. Manche von ihnen hatten schon lange Haftstrafen einschliesslich Folter hinter sich, wie Marwan Barghouti, der charismatische spätere Fatah-Führer. Nusseibeh selber aber schloss sich nicht dem gewaltsamen Widerstand an, sondern arbeitete unermüdlich für zivile Formen im Kampf gegen die Besetzung. Sehr früh fragte er sich, ob es auf lange Sicht nicht von Vorteil wäre, sich von Israel annektieren zu lassen (was man heute auch als Einstaatenlösung zu diskutieren anfängt) und dann den Kampf um demokratische Gleichberechtigung aufzunehmen. Um genau das zu vermeiden, hat Israel bis heute die Westbank nicht annektiert.

Nusseibeh wurde zu einem engen Mitarbeiter und Berater der palästinensischen Führung, vor allem des inzwischen verstorbenen PLO-Funktionärs Faisal Husseini, aber auch von Yassir Arafat, besonders um die Zeit des Oslo-Prozesses zu Beginn der Neunzigerjahre. Zur Zeit der ersten Intifada geriet dann auch er ins Visier der israelischen Sicherheitsdienste, die ihn verdächtigten, Flugblätter zu verfassen und Geldströme zu lenken. 1991 wurde

Nusseibeh für drei Monate in Haft genommen. Gerade an seinem Beispiel zeigt sich die zuweilen absurde Willkür einer Besatzungsmacht, die jene in Haft nimmt, die eigentlich für eine friedliche Lösung eintreten.

Loyal Berater

Irritierend ist Nusseibehs Beschreibung Yassir Arafats und seiner Beziehungen zu ihm. Er beschönigt nicht, benennt die Mängel und Defizite (auch die charakterlichen) Arafats, dessen Doppelzüngigkeit, die Absenz wirklicher Führungsfähigkeiten, die verheerende Güstlingswirtschaft (aber Arafat sei gegen Speichellecker gewesen – welch ein Widerspruch), die Korruption innerhalb der PLO. Warum er selber dennoch loyal als Berater fungierte (aber doch nicht eng in den Oslo-Prozess verweben war), macht Nusseibeh nicht wirklich plausibel. Denn er hatte andererseits auch keinerlei Machtbasis in der Bewegung, war nicht der Powerplayer, sondern der «schöngeistige» Berater, der erst noch Gewaltlosigkeit propagierte.

Jahre später machte sich Nusseibeh mit einer eigenen Initiative auch international einen Namen, die er mit dem israelischen Ex-Geheimdienstchef Ami Ayalon (heute im Kabinett Olmert) 2002 lancierte, also

noch vor der Genfer Initiative von 2003. Auf einem Blatt Papier skizzierten die beiden ihre Vorstellung einer Konfliktlösung und legten sie den ganz gewöhnlichen Menschen zur Unterschrift vor.

Im Gegensatz zum Oslo-Abkommen, das an seiner Idee eines schrittweisen Vorgehens scheiterte (weil so nie Vertrauen aufgebaut werden konnte, wie beabsichtigt), legten Nusseibeh und Ayalon von Beginn an das Ziel zweier Staaten fest, in den Grenzen von 1967. In ihrer Vorstellung sollte es auch keine Massenrückkehr der Flüchtlinge geben, dafür eine Kompensationsregelung; die Palästinensergebiete wollten sie entmilitarisieren und sahen in Jerusalem die Hauptstadt beider Nationen. Das war nichts weniger als eine lange Reihe von Tabubrüchen, negierter Mythen und entlarvter Illusionen – für beide Seiten. Trotzdem gewannen sie unter den Israeli 250 000 und unter den Palästinensern 160 000 Unterzeichner.

Gescheitert ist dieser Vorstoss wie vor ihm und nach ihm alle vergleichbaren Bemühungen. Aber Nusseibeh ist keiner, der aufgibt.

Sari Nusseibeh (mit Anthony David): Es war einmal ein Land. Ein Leben in Palästina. Kunstmann-Verlag, München 2008. 526 S., ca. 45 Fr.

Nusseibeh setzt sich für zivile Formen im Kampf gegen die Besetzung ein.

Digitale Technik holt das geschmähte Ornament aus seiner Gruft

Das Ornament am Bau ist wieder da. Eine Basler Ausstellung im Schweizerischen Architekturmuseum verschafft Übersicht.

Von **Caspar Schärer, Basel**

Ausgerechnet der kalte, seelenlose Computer befreite das jahrzehntelang in Ketten gelegte Ornament. Die Digitalisierung von architektonischem Entwurf und Produktion hat ein kreatives Stadium erreicht, das weit über die schlechte Produktivitätssteigerung hinausreicht. Dem Ornament – oder noch schlimmer: der Dekoration – schienen mit Adolf Loos' legendärem Schlachtruf «Ornament und Verbrechen» vor genau hundert Jahren endgültig der Prozess gemacht.

Als «obszön» und «Barbarei» wurde es verschmäht; so tief ging der Hass, dass man meinte, man hätte es mit dem Leibhaftigen zu tun. Doch Loos selber sah das erstens nicht ganz so eng, und zweitens

liess sich ein für die Architektur so wichtiges Element wie das Ornament nicht einfach verbieten, auch wenn es fast gelang.

Nun also die Renaissance. «Ornament, neu aufgelegt» heisst die Ausstellung im Schweizerischen Architekturmuseum, für die die Direktorin Francesca Ferguson mit Oliver Domeisen einen virtuosen Kenner der Materie als Ko-Kurator gewinnen konnte. Die Ausstellung ist zwar nicht unbedingt, wie angekündigt, «ein erster Schritt, um dem Wiederaufleben des Ornaments nachzuspüren» – das Thema steht schon zu lange im Raum, um «neu» zu sein –, aber sie gehört mithin zum Besten, was es dazu in den letzten Jahren zu sehen und zu lesen gab. Das grosse Verdienst der Schau ist die Verknüpfung von 16 Beispielen aus der zeitgenössischen Architektur mit historischen Referenzen. Und es zeigt sich, dass die heutige Baukunst so zeitlos und autonom gar nicht ist, wie sie sich gerne darstellt.

Die Wiederbelebung des Ornaments haben die Architekten von sich aus vorgenommen, aus reiner Lust an den gestalterischen Möglichkeiten. Mancher Bezug zur

Geschichte ist durch den Ikonoklasmus der Moderne unwiederbringlich zerrüttet, doch beim Ornament klappt die Anknüpfung an vormoderne Traditionen mit den modernsten Mitteln. Wie ein Naturkundemuseum haben Domeisen und Ferguson die Räume am Steinberg eingerichtet: Die Besucher betreten ein schwarz ausgekleidetes Kabinett, eine Schatzkammer, deren Kostbarkeiten auf flachen Podesten perfekt ausgeleuchtet präsentiert werden. Zu sehen sind 11-Prototypen als Fassadendetails, grosse und kleine Modelle, Computerbilder und Fotografien, aber kaum ein Plan. Grundrisse und Schnitte sind für das Verständnis dieser üppigen Ausstellung gar nicht nötig, im Gegenteil: Sie würden nur stören. Gerade weil das Ornament durch seine scheinbare Unkontrolliertheit «niedere» Instinkte anspricht, entzieht es sich der rationalen Ebene des Plans.



BILD RALPH FEINER

Die «digitale Mauer» am Weingut Gantenbein in Fläsch.

In der Ausstellung wird ersichtlich, wie weit die Adaption des Ornaments im beginnenden 21. Jahrhundert schon fortgeschritten ist. Es ist längst nicht mehr nur Applikation, sondern es kann Teil der Struktur oder gleich die Struktur selbst werden. Beim Weingut Gantenbein in Fläsch verwendeten Gramazio & Kohler

aus Zürich einfachste Ziegelsteine, um diese mit einem Industrieroboter und entsprechender Programmierung millimetergenau zu einem das ganze Gebäude erfassenden, dreidimensionalen und ornamental Mauerwerk aufeinanderzuschichten.

Wie so oft diente die Natur als Vorbild: Im Falle der «digitalen Mauer» sind es Trauben, der Rohstoff des Weines. Computer, Software, genaue Kenntnis der Materialeigenschaften und des Handwerks finden in diesem Projekt zu einer neuen, programmatischen Synthese. Die Gruft des Ornaments ist also wieder weit offen, dies ist die Kernaussage der Ausstellung. Neue, technisch höchst komplexe Ornamente werden in Zukunft wieder öfters auftauchen – womöglich bis es zum nächsten Überdross kommt.

Bis 21. September; Katalog 19 Fr.